In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 164. Posen, den 20. Juli 1928. 2. Jahrg.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

17. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Das Angebot kam von der Bekwando-Gesellschaft."

„Nimmt er es an?"

„Ja."

Sie war plötzlich sehr interessiert. „Welch ein Zufall! Vielleicht könnte er sich für mich erkunden?"

Cecil nickte. „Was über Scarlett Trent zur entdecken ist, kann er dort in Erfahrung bringen. Aber Irene, eines mußt du begreifen: Ich habe nichts gegen Trent, obwohl er mir nicht sonderlich sympathisch ist, doch ich halte es für Unsinn, ihn mit deines Vaters Tod in Verbindung zu bringen."

„Du kennst ihn nicht — ich dagegen wohl."

„Ich habe nur meine Meinung gesagt. Aber ich will versuchen, mit deinen Augen zu sehen. Er ist dein Feind und daher auch der meine. Wenn es etwas Dunkles in seiner Vergangenheit gibt, wird Fred es in Erfahrung bringen, verlasse dich darauf."

Irene strich sich das lockige Haar aus der Stirn. Ihre Augen leuchteten, und ein glühendes Rot bedeckte ihre Wangen. Aber den Mann vermochte es nicht zu täuschen. Er wußte, daß er nicht die Ursache dazu war. Er war die Hilfe, die ihr willkommen war — nicht der Mann!

„Es ist ein wunderbarer Zufall," sagte sie, „schreibe bitte heute noch an Fred. Sorge dafür, ihn nicht zu beeinflussen. Schreibe ihm, daß dein Interesse lediglich der Neugierde entspringt. Ich will die Wahrheit wissen, das ist alles. Ist der Mann unschuldig, gönne ich ihm nichts Böses. Aber ich halte ihn für schuldig."

Es klopfte. — Beide wandten sich zur Tür. Das adrette Hausmädchen stand auf der Schwelle und meldete einen Besucher, der ihr auf den Füßen folgte.

„Herr Scarlett Trent!"

XXI.

Irene war eine vorzügliche Wirtin; es bereitete ihr Freude, Gäste zu empfangen, und sie besaß dafür einen außerordentlichen Takt. Wenige Minuten später saß Trent in einem bequemen Sessel, einen kleinen runden Tisch mit Tee und Sandwiches neben sich. Wenngleich er sich noch nicht völlig heimisch fühlte — es fehlte nicht mehr viel daran. Ihm gegenüber saß Davenant wie auf heißen Kohlen. Er wäre gern gegangen, doch war er gezwungen, sich liebenswürdig zu geben. Zugleich war er neugierig, wie Irene sich aus der Affäre ziehen würde.

Irene plauderte unausgesetzt und überlud ihren Gast mit Tee und Liebenswürdigkeiten — sie schuf eine Atmosphäre um ihn, deren namenloser Zauber dem Mann, der sich den Vierzigern genähert hatte, ohne zu wissen, was eine Frauenhand und ein Heim bedeuteten, bisher fremd gewesen war. Davenant betrachtete ihn gedankenverloren. Er sah die energischen Züge, den harten Mund, die Augen, scharf wie Stahl — und ihn beschlich Furcht. Irene war eine starke Natur, aber dieser Mann war ein Felsen. Was würde geschehen, wenn sie ihren Plan ausführte, der ihn vielleicht an den Rand des Abgrundes brachte? Eines Tages würde sie sich von ihrer leidenschaftlichen Entrüstung hinreißen lassen; sie würde ihm alles erzählen, sie würden einander gegenüberstehen — ein beleidigter Mann und einer herausfordernde Frau. Davenant beschlich eine beklemmende Vision. Er sah die Augen des Mannes flammen, die Muskeln seines Gesichtes zucken, sah Irene, bleich vor Schreck zurückprallen und den Mann sie verfolgen . . .

„Cecil, was ist dir? Du bist ja so bleich?"

Er beherrschte sich — es war ein sehr realistisches Intermezzo für ihn gewesen.

„Kopfschmerzen," lächelte er. „Aber es wird Zeit für mich, zu gehen."

„Wenn du einen Beruf hättest, möchte ich behaupten, du seiest überarbeitet. So glaube ich, du bis zu spät schlafen gegangen. Auf Wiedersehen also. Ich bin froh, daß du Herrn Trent kennen gelernt hast. Herr Davenant ist mein Vetter," fuhr sie ihrem Gast zugewandt fort, „und er ist der einzige meiner Verwandtschaft, der mich nicht ganz vernachlässigt."

Davenant schied mit einem bedrückten Gefühl. Er ärgerte sich über die Heuchelei, die ihn zwang zu sagen: daß es ihn freuen würde, Herrn Trent wiederzusehen, und über die wenig formelle Weise, in der dieser seine Einladung, ihn im Klub aufzusuchen, annahm.

Irene brachte das Gespräch auf Afrika, und Trent begann ohne jede Zurückhaltung von seinen dortigen Erlebnissen zu erzählen. Er kramte aus dem Schatz seiner Erinnerungen mit einer Lebhaftigkeit und Darstellungskraft Geschehnisse heraus, die von einer Phantasie und einem Wortschatz zeugten, deren sie ihn nicht für fähig gehalten hatte. Sie besaß die ungewöhnliche Gabe, jeden seine beste Seite zeigen zu lassen. Trent fühlte ihr Interesse, und sein Selbstvertrauen wuchs.

Inzwischen bildete sie sich ein Urteil über ihn als künftiges Mitglied höherer Gesellschaftskreise. Er würde durchaus keine üble Figur machen. Im Gegenteil, es gab keinen Grund für ihn, dort nicht eine sehr geschätzte Persönlichkeit zu werden. Daß sie Eindruck auf ihn gemacht hatte, war deutlich ersichtlich. Aber das lag ja auch in ihrer Absicht. Die vorgenommene Aufgabe erschien ihr jetzt ziemlich leicht.

Doch plötzlich erschreckte er sie heftig. Gelassen und ohne jeden Uebergang ging er von dem Thema auf ein anderes über, das sie in gewisse Bestürzung versetzte. Bei seinen ersten Worten wich alle Farbe aus ihrem Antlitz.

„Ich habe seit meiner Heimkehr viel Glück gehabt. Alles ist so gegangen, wie ich wollte, und die einzige nennenswerte Enttäuschung, die mir geschah, hatte nichts mit Geld gemein. Ich habe versucht, die Tochter meines früheren Kompagnons zu finden — ich erzählte Ihnen schon von ihr — aber es ist mir nicht gelungen."

Sie rückte unwillkürlich etwas näher. Sie brauchte jetzt kein Interesse für seine Worte zu heucheln. Ihr Blick hing förmlich an seinen Lippen.

„Monty war im Grunde seiner Seele eine hochherzige Natur, und ich glaubte seine Tochter ihm ähnlich. Ich weiß nicht, wer sie ist oder wie sie heißt — Monty

war in der Hinsicht immer sehr verschlossen. Aber ich besaß die Adresse eines Notariatsbüros, das alles über sie weiß. Ich war kürzlich dort und sprach einen älteren Herrn, der mich derartig ins Verhör nahm, daß ich schließlich nicht mehr wußte, ob ich auf dem Kopf oder auf den Füßen stand. Endlich sagte er mir, ich könnte mir ihre Adresse heute mittag holen. Ich erzählte ihm natürlich von Montys Tod und daß er testamentarisch keine Anteile der Konzession hatte fortgeben können. Ich gab auch gleichzeitig zu erkennen, daß ich seiner Tochter etwas zukommen lassen möchte, da es mir gut ergangen sei — kurzum, daß ihr zehntausend Pfund an Bekwando-Aktien überschrieben werden sollten. Ich ging heute nachmittag hin, und was glauben Sie, gnädiges Fräulein? Die fragliche Dame weigert sich, mich zu sehen — will nicht wissen lassen, wo sie wohnt und verzichtet darauf, mit mir Rücksprache zu nehmen. Sie will kein Geld und will auch nichts über ihren Vater hören."

„Sie waren sicherlich sehr enttäuscht."

„Sehr," bestätigte Trent. „Ich schätzte Monty, obwohl er ein zügelloses Leben führte. Ich hatte mich darauf gefreut, seine Tochter kennenzulernen."

Irene nahm einen Fächer, als ob sie ihr Gesicht gegen das Kaminfeuer schützen müsse. Würde der Mann nicht endlich aufhören, sie mit seinen durchbohrenden Blicken zu mustern? Sollte er etwa Verdacht hegen? Das war doch unmöglich!

„Weshalb haben Sie sie nicht früher zu finden gesucht?"

„Ihre Frage war zu erwarten. Erstens geriet mir Montys Brief mit der Adresse des Notariatsbüros erst vor wenigen Tagen in die Hände, und zweitens ist die Bekwando-Land- und Berggrubenaktiengesellschaft erst seit kurzer Zeit zu einiger Bedeutung gelangt. Dieser Umstand trieb mich jetzt erst dazu, etwas für Montys Familie zu tun. Ich werde mich an ein Detektivbüro wenden und versuchen, in Erfahrung zu bringen, wer die junge Dame ist."

„Wer waren die Sachverwalter?"

„Die Firma Cuthbert."

„Sehr anständige Leute," bemerkte sie. „Ich kenne die Inhaber. Sie genießen einen guten Ruf. Wenn Herr Cuthbert Ihnen sagte, daß die junge Dame für Sie unbekannt bleiben will, dann können Sie es bestimmt für wahr nehmen."

„Das glaube ich schon," sagte Trent, „und das ist es eben, was ich nicht begreife. Es ist möglich, daß die Dame kleingeistig und herzlos ist und sie an ihren Vater nicht erinnert werden möchte, weil er ein leichtsinniges Leben führte. Können Sie aber verstehen, daß sie einen großen Geldbetrag ausschlägt? Ich habe Cuthbert die ganze Sache klargelegt. Zehntausend Pfund an Anteilen liegen ohne Gegenleistung zu ihrer Verfügung. Ist Ihnen das begreiflich?"

„Es mutet allerdings eigenartig an," stimmte Irene zu. „Vielleicht hat die Dame eine Abneigung, von jemandem Geld anzunehmen. Es ist ein kleines Vermögen, eine zu große Summe, um es von einem Fremden als Geschenk anzunehmen."

„Wenn das ihre Auffassung wäre, so müßte sie doch wenigstens den Wunsch haben, den Mann kennenzulernen, der ihrem Vater in seiner Sterbestunde beistand. Nein, es muß da einen anderen Grund geben. Es wird am besten sein, sie suchen zu lassen. Was meinen Sie?"

Das junge Mädchen zögerte leicht. „Ich kann Ihnen wirklich keinen Rat geben. Aber wenn sie sich so viel Mühe gibt, ihre Identität zu verheimlichen, dann muß sie schon ein wichtiger Grund dazu zwingen."

„Ich kann mir keinen wichtigen Grund denken. Es steckt hinter ihrem Gebaren ein Geheimnis, das meiner Meinung nach wohl gelöst werden kann. Ich werde Ihnen später Näheres darüber berichten."

Anscheinend begann das Thema Irene zu langweilen; denn sie leitete geschickt zu anderen Dingen über. Als er endlich auf die Uhr sah, erschrak er über die inzwischen verstrichene Zeit.

„Ich hoffe, Sie werden meinen ausgedehnten Besuch damit entschuldigen, daß er mein erster privater Nachmittagsbesuch ist, den ich bisher machte. Ich weiß nicht, wie lange ich hätte bleiben dürfen, gewiß aber keine zwei Stunden."

„Die Zeit ist schnell vergangen," sagte sie und lächelte ihm zu, so daß seine Verlegenheit wieder schwand. „Was Sie mir über Ihr früheres Leben erzählt haben, war recht interessant, Herr Trent. Aber wollen Sie glauben, daß mich Ihre Zukunft ebenso sehr interessiert?"

„Sie meinen? "

„Die Zukunft enthält noch so viel für Sie — so unbegrenzte Möglichkeiten. Es gibt so vieles, das Sie noch erobern können, so vieles, das Ihnen vielleicht entgehen wird."

Er sah nachdenklich zu Boden.

„Ich habe viel Geld," meinte er. „Ich bin ohne Freunde und ohne besondere Bildung. Ich sehe nicht ein, welche Möglichkeiten es noch für mich geben könnte?"

Sie machte ein paar Schritte durch das Zimmer und blieb stehen, einen Arm auf den Kaminsims gestützt, und als sie sich ihm zuwandte, ein halb spöttisches, ein halb gutmütiges Lächeln auf dem entzückend geformten Mund, fühlte er sein Herz schneller klopfen. Sie brachte die empfindlichsten Saiten seiner Seele zum Schwingen. Er war nicht mehr der Alte und machte eine neue Phase in seiner Entwicklung durch.

„Sie haben keine Freunde," sagte sie weich, „und keine Bildung; aber Sie sind Millionär. Das genügt mehr als reichlich. Sie sind ein Cäsar mit unbekannten Welten vor sich."

„Wenn ich nur wüßte, was Sie meinen," sagte er hilflos.

Sie lachte leise auf.

„Begreifen Sie nicht, daß Sie in Mode sind? Vergangenes Jahr war es das Mah-Yongspiel, das Jahr zuvor waren es Schauspieler, und dieses Jahr — Millionäre. Sie brauchen nur zu erscheinen, und jeder Platz, den Sie in der Gesellschaft einnehmen wollen, wird Ihnen eingeräumt. Sie sind im günstigsten Augenblick gekommen. Seien Sie überzeugt: ehe noch sechs Monate um sind, werden mehr Leute Sie kennen, als Sie bisher in Ihrem ganzen Leben gesprochen haben — Leute, deren Name für Sie bisher nur ein Klang war und die Sie jetzt ‚Lieber Freund' nennen und Sie zu sich laden werden. Frauen, die Sie vorige Woche noch durch ihr Lorgnon musterten, als ob Sie aus einer unbekannten Welt kämen, werden Ihnen ihr verführerisches Lächeln schenken und Ihnen ihre intimen Empfangstage zuflüstern. Es ist nur gut, daß ich Sie ein wenig darauf vorbereiten kann, sonst würden Sie vollständig überrumpelt werden."

Er blieb unberührt und sah sie mit verkniffenen Lippen an.

„Was soll mir das alles!" erwiderte er. „Was kümmern mich Freunde, die nur meines Reichtums wegen meine Gesellschaft suchen. Würde ich nicht glücklicher sein, wenn ich nichts mit ihnen zu tun hätte und ein Leben führen könnte, wie es mir paßt?"

Sie hob die runde Schulter.

„Die Leute, die ich meine, haben die Macht in Händen. Sie können Ihr Geld nicht allein verzehren. Sie werden sich an allem beteiligen wollen — an Wettrennen, Jagdpartien, Abendgesellschaften, Gartenfesten. Sie müssen sich anschließen — oder können von dem allen nichts genießen."

Montys Worte klangen ihm wieder in den Ohren. Freuden konnten gekauft werden — Glück nicht!

„Glauben Sie, daß die Dinge, die Sie soeben aufzählten, das Begehrenswerteste im Leben sind?"

Sie machte ein verschlossenes Gesicht. „Ja," war ihre schlichte Entgegnung.

(Fortsetzung folgt.)

Glück im Spiel.

Novelle von Wolfgang Federau.

Ina hatte ihn im Klub kennengelernt. Am Roulette-Tisch. Er schien zum ersten Male in seinem Leben zu spielen und — das Sprichwort behielt nicht Recht, in diesem Falle. Er verlor, verlor entsetzlich. —

Sein blondes, weiches Haar klebte an der Stirn, die feucht war von Schweiß. Fieber glühte in seinen Augen, die gebannt an dem grünen Tisch hingen. Er stand, trotzdem vor ihm ein Stuhl frei war — er war eben viel zu nervös, um sitzen zu können. Seine Hände klebten und zitterten wie die eines alten, kraftlosen Mannes.

Eben zog er wieder seine Brieftasche, entnahm ihr mit heftiger, unbeherrschter Bewegung ein Päckchen Banknoten. Ein Blick überzeugte Ina, daß es offenbar das Letzte war — der Atem des hübschen, jungen Menschen ging heftig und gequält. Er riß den Papierstreifen von dem Geldpäckchen, warf einen der Scheine auf Rot.

„Schwarz", sagte der Croupier mit trockener, etwas heiserer Stimme und harkte gleichmütig das Geld vom Tableau.

„Bitte das Spiel zu machen" — klang er wieder, und wieder tastete der Blonde nach seinem Geld, warf den verdoppelten Einsatz auf Rot.

„Schwarz", sagte der Croupier wieder mit einem flüchtigen, mechanischen Blick auf die rotierende Scheibe in der Mitte des Spieltisches.

In Inas Herz erblühte das Mitleid. „Wie jung er ist — und wie hübsch", dachte sie. Ihr Herz schlug heftiger, ein warmes, zärtliches Gefühl hüllte sie ein wie ein Mantel. „Er wird alles verspielen und wer weiß, was er dann tut . . .?" Sie krauste nachdenklich und vergrübelt die Stirn; plötzlich schien ein Entschluß in ihr aufzutauchen. Ruhig, langsam ging sie um den Spieltisch herum, ihr kostbares, tiefausgeschnittenes Silberlamé-Kleid schimmerte in dem Licht der Kronleuchter.

Jetzt stand sie dicht hinter dem Fremden, leise berührte sie seine Schulter mit ihrer weißen, gepflegten, mit Ringen geschmückten Hand.

Der junge Mensch drehte sich um, sah die schöne, kostbar gekleidete Frau mit verständnislosen Augen an. Ihre Blicke kreuzten sich für eine Sekunde — langsam stieg dunkle Röte in seine eben noch blasse Wangen.

„Geben Sie mir Ihr Geld", sagte Ina fast befehlend. Er gehorchte ohne zu zögern; eben noch vom Spielteufel besessen, war er nun ganz hingegeben an den bestrickenden Zauber dieser unbekannten Frau.

Ina teilte das Geld sorgsam in drei kleine Häufchen. „Ich werde für Sie spielen — einmal", sagte sie nachlässig — „Sie haben kein Glück im Spiel." Und sie setzte eines der Päckchen auf vierunddreißig, eines auf passo, eines auf rot. „Es ist Ihr letztes, allerletztes Geld, nicht wahr?" fragte sie noch. Der Blonde nickte kurz — dies ganze Spiel war ihm plötzlich gleichgültig geworden. Er sah nicht mehr auf den Spieltisch, nur noch auf den Nacken der Frau, auf die golden und bräunlich schimmernden Haare, die sich darüber duftig und zärtlich kräuselten.

„Ist das Spiel gemacht? — Es geht nichts mehr!" mahnte der Croupier, und gleich darauf, als die Kugel mit klingendem Geräusch ins Loch fiel, verkündete er:

„Vierunddreißig — rot — pair — passe!"

Es gab eine Bewegung unter den Zuschauern und Spielern, als er Ina nun einen großen Haufen Banknoten, Chips und Goldstücke zuschob. Sie nahm das Geld gelassen an sich, überreichte es dem jungen Menschen, der nicht wußte, wie ihm geschah, und den Vorgang kaum zu fassen vermochte.

„Es sind fast dreißigtausend Francs", sagte sie lächelnd. „Haben Sie mehr verloren?"

„Es ist ein Vielfaches von dem, was ich je besessen habe", stammelte er.

„Dann", sie sah ihn prüfend an, und ihm schien, als dringe ihr Blick bis in die Tiefe seiner Seele — „dann dürfen Sie mich zu einem Glas Wein einladen."

*

Sie nahm seinen Arm und durch die gaffende, staunende, flüsternde Menge gingen sie hinüber in die Wein-Kuppel. Hier war es kühl und ruhig, eine wohltuende Stille. In einer von Palmen und Blattpflanzen gebildeten Nische nahmen sie Platz.

Ina erfuhr, daß er Manfred heiße, Manfred Heußner, daß er Diplomingenieur sei, eben sein Staatsexamen gemacht habe und sich nun auf einer Ferienreise befinde, die den krönenden Abschluß seiner Studienzeit bilden sollte. —

„Es wäre — ohne Sie — ein etwas trauriger Abschluß geworden", gestand er.

„Was für ein schüchterner, unschuldiger Junge", überlegte sie. „Fast ein Kind noch. Er sieht rein und unberührt aus — wie eine Jungfrau." Sie lächelte bei dieser etwas abwegigen Vorstellung — aber es war kein hochmütiges oder spöttisches Lächeln. Sehnsucht lag darin und Dankbarkeit, ja auch Dankbarkeit. Es gab ja so wenige Menschen, denen gegenüber man nicht auf der Hut zu sein brauchte. Dieser hier würde gewiß nichts tun, was sie ihm nicht erlaubte."

Sie plauderten angeregt und heiter über persönliche Erlebnisse und kleine Abenteuer. Manfred erfuhr, daß Ina die Frau eines Bankdirektors aus Wien sei — daß sie mit ihrem Gatten hier zur Erholung weile. Sie sprach von ihrem Manne gleichgültig und geringschätzig, als wäre es eine Sache. Manfred wurde etwas blaß, als er hörte, sie sei verheiratet. Trotzdem er nicht an dieser Tatsache gezweifelt hatte. Nur — irgendwie tat es ihm weh, dies aus ihrem eigenen Munde zu erfahren.

Ina merkte die leise Verstimmung und lächelte fein. „Wenn wir Frauen immer warten würden, bis der Rechte kommt", sagte sie ruhig, „würden wir alle als alte Jungfern sterben.

Kurz vor Mitternacht trennten sie sich.

„Darf ich Sie wiedersehen?" fragte Manfred und küßte ihr zum Abschied die Hand, die sie ihm vielleicht etwas länger überließ, als es gerade nötig gewesen wäre.

„Ja — und unter einer Bedingung: Sie müssen versprechen, nie, nie mehr zu spielen. Sie haben selbst gesehen, daß Sie Unglück im Spiel haben."

Er versprach sofort. „In der Hoffnung, um so mehr Glück in der Liebe zu haben", flüsterte er und errötete wieder — wie ein Knabe.

*

Seit diesem Abend trafen sie sich täglich. Machten gemeinsame Spaziergänge, Ausflüge, speisten und tanzten in irgendeiner der vielen Bars und Vergnügungsstätten an der Promenade. Ina, etwas stumpf geworden durch die lediglich aus Vernunftsgründen geschlossene Ehe mit einem Manne, zu dem sie kein innigeres Verhältnis gewinnen konnte, blühte auf im Umgang mit diesem hübschen, knabenhaften Menschen, der ihr die ganze Verehrung eines unerfahrenen, leidenschaftlichen Herzens entgegenbrachte. Sie war vielleicht zwei oder drei Jahre älter als Manfred — aber wenn man die beiden jetzt nebeneinander sah, war ein Altersunterschied kaum festzustellen. Nur reifer sah sie aus, wissender — und ihre Augen, so sagte Manfred, waren voller Geheimnisse. Das gab ihr eine gewisse Ueberlegenheit, die auch noch der letzten Hingabe einen Ausdruck fast mütterlicher Zärtlichkeit verlieh.

Einmal zeigte sie Manfred ihren Gatten von weitem, auf der Straße. Es war ein ältlicher Mann, schon über die Fünfzig, mit einem strengen, faltigen und zugleich etwas verlebten Gesicht.

„Soll ich dich mit ihm bekannt machen?" fragte sie.

„Aber nein, nein!" rief Manfred und lehnte heftig ab. So heftig und nachdrücklich, daß sie, die zuerst lachen wollte über seine ängstliche Abwehr, plötzlich ernst wurde und nachdenklich . . .

An diesem selben Nachmittag, der so warm war, so ganz durchglutet von Sommerlicht, lagen sie, wohl versteckt, auf einer von dichtem Unterholz umstandenen Lichtung des Stadtwäldchens. Und während seine heißen Lippen immer wieder wie duftige Schmetterlinge über ihre weißen Schultern huschten, bemühte sie sich, durch behutsam tastende Fragen tiefer in sein bisheriges Leben einzudringen. Ob er denn noch nie geliebt habe, wollte sie wissen. Es war mehr als Neugier in dieser Frage, bestimmt aber keine Eifersucht. „So nicht" . . . sagte Manfred und errötete wieder. Wie ihr das Spaß machte, dies Erröten. „Was heißt: — so nicht?" fragte sie und streichelte sein mädchenhaft weiches Haar. Er versuchte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, bemühte sich, eine herrische, abweisende Miene zur Schau zu tragen. Der Versuch mißlang, und Ina ließ nicht locker.

Endlich erzählte er. Käthe hieß sie — sie stammte aus seiner Heimat. Beider Eltern wünschten sehr, daß sie sich heirateten. Und er selbst hatte es sich als schönste Erfüllung seines Lebens gedacht — diese Ehe. Denn er habe das Mädchen sehr, sehr gern gehabt. „Aber damals kannte ich dich noch nicht", brach er sein Geständnis ab. „Und sie — Käthe?" fragte Ina. „Sie betrachtet mich als ihren Verlobten."

Er zeigte Ina ein Bild von Käthe. Keine Schönheit, aber ein liebes, stilles Gesicht, gute und verträumte Augen, blond wie er selbst es war.

Ina betrachtete das Bild aufmerksam. „Du mußt sie heiraten," sagte sie schließlich. „Dies Vertrauen, diesen Glauben darfst du nicht enttäuschen." Er wehrte sich heftig. „Nein, nein," schrie er. „Was ist sie neben dir!" Dann fiel ihm ein, daß Ina ja bereits verheiratet sei, seit einigen Jahren, und er wurde blaß. „Einmal wirst du meiner müde werden," sagte Ina da, und ein weher Zug glitt über ihre Lippen, „einmal wird uns das Leben auseinanderreißen — und was bleibt dir dann? Wenn du dieses Herz von dir gestoßen hast? . . ."

Aber er hielt sich die Ohren zu und wollte nichts mehr davon hören. Da schwieg auch sie einstweilen. Aber immer wieder, bei ihren späteren Zusammenkünften, kam sie hierauf zurück. Doch Manfred blieb standhaft, wie sie es nie von ihm erwartet hatte.

Drei Wochen wollte Manfred bleiben — nun waren es fast drei Monate geworden, und er dachte noch nicht an die Heimreise. Aber eines Abends kam Ina unerwartet in seine Wohnung. „Wir müssen uns trennen, Manfred, Liebster," sagte sie ruhig. „Für einige Zeit trennen. Ich muß mit meinem Mann zurück nach Wien, in dringenden, unaufschiebbaren Angelegenheiten, die mich längere Zeit festhalten werden."

Manfred war vollkommen niedergeschlagen, fast verzweifelt. Sie tröstete ihn mit sanfter Liebkosung. „Es ist nicht für ewig, nur ein Jahr, ein kurzes, flüchtiges Jahr. Genau über ein Jahr,

ich schwöre es dir, bin ich wieder hier, erwarte dich hier, wo wir so glücklich gewesen sind."

Es war nichts zu machen — das spürte er wohl. Die letzten Minuten flogen dahin, als hätten sie Flügel. „Wir wollen uns etwas ausdenken," sagte Ina zum Abschied, und ihre Augen wurden wieder tief und geheimnisvoll, „womit wir einander irgend eine große Freude und Ueberraschung bereiten, wenn wir uns wiedersehen. Dies ganze lange Jahr wollen wir nur hieran denken, und du wirst sehen, die Zeit wird uns viel rascher vergehen, als wir eben noch fürchten."

Und sie küßte seine Augen, die plötzlich feucht geworden waren.

*

Nach einem Jahr war Manfred zur Stelle — er hatte in demselben kleinen Pensionat Wohnung genommen. Es war ein Tag vor der verabredeten Zeit — Ina war noch nicht da. Sie waren übereingekommen, einander nicht zu schreiben. Jetzt quälte ihn Unruhe. „Wird sie kommen?" fragte er sich. „Wird sie Wort halten?" Er durchstreifte die Umgebung, suchte alle die Plätze auf, auf denen er im vergangenen Jahr mit Ina glücklich gewesen war. Todmüde kam er abends nach Hause. Unruhe zermarterte ihn, er konnte nicht schlafen.

„Ich werde ins Kasino gehen," dachte er, „ich muß mich ablenken." Er erinnerte sich zwar seines Versprechens, aber „das galt nur für damals," belog er sich selbst.

Die Säle waren voller Menschen, die teils spielend, teils zuschauend die Tische umstanden. Lange setzte er sich zur Wehr, schließlich riß es ihn mit, er zog die Brieftasche. Eine Banknote flatterte aufs Tableau, blieb auf der „Vierunddreißig" liegen. „Inas Zahl," dachte Manfred, und eine seltsame Spannung erfaßte ihn.

„Vierunddreißig plein," sagte der Croupier und schob ihm einige Tausende zu. Manfred stopfte das Geld achtlos in die Tasche — plötzlich machte ihm das Spiel keinen Spaß mehr — trotz des Gewinnes. Er drehte sich um, ging direkt nach seiner Wohnung. „Glück im Spiel," flüsterte er halblaut vor sich hin, ehe er einschlief. Noch im Traum sah er die Zahl vor sich, groß, rot, brennend.

Am anderen Tage war er rechtzeitig auf der Bahn. Stellte sich an irgend einem etwas versteckten Platze auf. Ina kam, allein offenbar. Sie sah strahlend, blühend aus wie der leibhaftige Frühling. Entdeckte ihn auch sofort und fiel ihm, unbekümmert um die Menge ringsum, jubelnd um den Hals.

„Du darfst heute zu mir in meine Wohnung kommen," plauderte sie, seinen Arm nehmend. „Mein Mann — ja, mein Mann kommt erst morgen."

Sie hatten ein nettes, kleines Abendessen. Dann saßen sie auf dem Balkon und tranken Sekt. Es war alles wie einst. Schließlich, da Sehnsucht und Leidenschaft sich nicht mehr zügeln ließen, trug er sie auf ihr Lager.

„Wie stark du bist!" sagte Ina bewundernd, und dann, mit einem spitzbübischen Lächeln: „Ich versprach dir eine freudige Ueberraschung — Ich will dich nicht länger auf die Folter spannen. Ich — ja, ich habe wohl bemerkt, wie schwer es dir war, zu wissen, daß du dich mit einem anderen Manne in meinen Besitz teilen mußt. Das brauchst du nun nicht mehr zu denken, Liebster — Ich — habe mich scheiden lassen, um deinetwillen! So sehr liebe ich dich. Jetzt bin ich frei — ganz frei!"

Manfred richtete sich steil auf, sein Gesicht war aschgrau.

„Was hast du nur, Fred?" schrie Ina erschreckt. Er sah sie nicht an, seine Stimme war brüchig.

„Und ich," erwiderte er tonlos, „habe mich vor drei Monaten mit Käthe verheiratet. Das — war meine Ueberraschung."

Ina zuckte zusammen. Eine einzige Träne rollte schwer, heiß über ihre Wange. „Wieso?" stammelte sie klagend.

„Du hattest es so sehr gewünscht . . ."

Beruf: Leiche.

In den achtziger Jahren nahm in Berlin die Gepflogenheit des Leichenfledderns überhand. Jedoch der kriminalistische Sinn der Geheimpolizei bewegte sich in kümmerlichen Bahnen. Sie wurde der Verbrecher nicht habhaft.

Die Unholde verkrümelten sich im Tiergarten, wo traditionell Lebensmüde und Schläfer zu finden sind — und fledderten, daß Gott erbarm.

Eines Nachts erspähten Schutzleute ein Wesen, Länge lang auf einer Bank. Steif und unerschütterlich lag es da.

Es markierte Leiche.

Als sie den Mann dennoch verhaften wollten, protestierte er gewaltig. Und gab auf die Frage, was er dort tue, nach langem Schweigen kund: er habe wichtige Aufgaben zu erfüllen.

Da trat der diensttuende Kriminalkommissar Schröder aus dem Busch.

Die Schutzleute waren wie gelähmt und stammelten, sie hätten einen Leichenfledderer gefaßt.

Schröder fuhr sie kräftig an und löste dem Arrestanten die Fessel.

„Daß Ihr mir den Mann ja liegen laßt," drohte er, „der hat wichtige Aufgaben zu erfüllen! Ich habe ihn als Leiche engagiert!"

Und legte sich wieder auf die Lauer.

Bruno Manuel. (Berl. Tgb.)

Der „Vater der Kathederblüten".

„Ich sehe heute wieder viele, die nicht da sind!" Wer hätte dieses, man kann wohl sagen „geflügelte Wort" nicht schon bei irgendeiner Zusammenkunft oder Versammlung gehört!

Von wem aber stammt dieser Ausspruch, wer war der Schöpfer? Nur ganz wenige werden seinen Namen kennen: es war Galletti, ein zu seiner Zeit geachteter und geschätzter Lehrer, den man als „Vater der Kathederblüten" ansprechen darf.

Gallettis unvergleichliche Kathederaussprüche wurden anfangs von den Schülern mündlich herumgetragen, dann aber, als sie an Wert und Zahl zunahmen, schriftlich aufgezeichnet. So habe ich im ganzen 415 authentische Aussprüche Gallettis aus verschiedenen Quellen feststellen können. Im nachfolgenden eine kleine Blütenlese aus seinen Unterrichtsstunden in Physik, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Mathematik usw.:

Was die Farbe des Mondes betrifft, so ist sie gewöhnlich groß.

Ehe das Pulver erfunden wurde, mußte man mit Lunten losbrennen. Man lud die Kugel unten hin, das Pulver oben drauf. Das knallte mehr als eine Kanone.

Als der Prophet Zacharias gestorben war, nahm er eine andere Lebensart an.

Der heilige Eutropius wurde zweimal hingerichtet.

Medea verschaffte dem Jason Gelegenheit, den Minotaurus zu töten, nein, es war ein anderer Ochse, der das goldene Vließ brachte.

Cyrus bekam von Artaxerxes einen Dolch mit dem Stoße und fiel vom Pferde.

Deioturus war der Sohn seines Vaters.

Die Wirkung der Sichelwagen bei den Baktrern war so verheerend, daß von den Feinden nicht ein Mann davonkam; daher mußten die übrigen nach der Schlacht um Pardon bitten.

Es ist eine häufige Erscheinung in der römischen Geschichte, die aber nicht oft vorkommt.

Wäre Cäsar nicht über den Rubikon gegangen, so läßt sich gar nicht absehen, wohin er noch gekommen wäre.

Es gelang dem Fernando auch, König von Spanien zu werden oder vielmehr, er wurde es nicht.

Richard der Dritte ließ alle seine Nachfolger hinrichten.

Nach der Hinrichtung der Maria Stuart erschien Elisabeth im Parlament, in der einen Hand das Schnupftuch, in der anderen die Träne.

Nach der Schlacht von Leipzig sah man Pferde, denen drei, vier und noch mehr Beine abgeschossen waren, herrenlos herumlaufen.

Die Regierungen der Päbste waren kurz, obgleich immer der Vater auf den Sohn folgte.

Gotha ist nicht weiter von Erfurt entfernt als Erfurt von Gotha.

Aegypten wird eingeteilt in das wüste und das glückliche Arabien.

Die Hottentotten haben ein so gutes Gesicht, daß sie ein Pferd drei Stunden weit trappeln hören.

Das Kaspische Meer ist eigentlich kein Meer, sondern bloß ein See, denn es ist von allen Seiten mit Wasser umflossen.

Die Kälte wächst gegen den Nordpol um zehn Grad, zuletzt hört sie ganz auf.

Der Tiger, der Leopard und der Panther lassen sich nur durch das Fell unterscheiden, welches bei allen dreien bunt ist.

Die Theorie der Parallellinien erklärt sich durch sich selbst, denn sie geht ins Unendliche.

Ich bin jetzt aus dem Konzept gekommen, und dürft Ihr mich darin nicht stören.

Dort sitzt wieder ein Unruhiger; ich will ihn aber nicht nennen; er heißt mit dem ersten Buchstaben Madlung.

Halten Sie die Ohren, wenn Sie Ihrer Zunge nicht freien Lauf lassen wollen.

Wer über diesen Gegenstand etwas Schriftliches nachlesen will, der findet es in einem Buch, dessen Titel ich vergessen habe; es ist aber das 42. Kapitel.

Gesammelt von Charles Hünerberg.

■ Fröhliche Ecke. ■

O weh, o weh. Walter hat noch nie eine Katze gesehen. Aber Tante Ursula hat eine, eine große, schwarze Katze. Eines Tages hört Walter, wie die Katze zu schnurren anfängt. In hellem Entsetzen läuft er zur Küche:

„Tante, Tante, deine Katze fängt an zu kochen." K. M.

Unter Erwachsenen. Fritz ist konfirmiert worden. Stolz in den Augen, wendet er sich an die Mama:

„Sag' mal, Mama, kann ich jetzt zu Papa eigentlich August sagen?" fh.

Der Sohn des Hauses. „Sie sind der Sohn des Hauses?"

„Ja. Leider."

„Wieso leider?"

„Ich wäre lieber der Sohn von Rothschild." J. H. R.